

Ziele und Instrumente des Förderwettbewerbs LISA

Projekteseminar vom 29./30.03.2006 in Stuttgart

Vortrag Viola Seeger, Projektleiterin, Robert Bosch Stiftung

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

nachdem wir die ersten Schritte unternommen haben, um einander kennenzulernen, freue ich mich nun, Ihnen etwas über Robert, LISA und Ihre Absichten erzählen zu können.

„Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann“, sagte Goethe, „ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst für recht und nützlich hält.“ Ich halte es nicht für nützlich, Ihnen einen Vortrag allgemein über Zuwanderung und ihre Bedeutung für Deutschland, PISA, Hartz IV oder über die Situation von jungen Spätaussiedlern zu halten, denn das wissen Sie und andere Referenten dieser Tagung sehr viel genauer als ich. Ich möchte darüber sprechen, warum die Robert Bosch Stiftung gerade dieses Programm aufgelegt hat, und Ihnen vorstellen, wie es funktionieren soll. Wir wollen uns dabei den Luxus erlauben, ein wenig aus dem Alltag herauszutreten und einen Bogen von der Vergangenheit bis in die Zukunft zu schlagen. Ich möchte Sie einstimmen auf die gemeinsame Arbeit und Ihnen das eine oder andere Stichwort liefern, aus dem sich Gespräche ergeben könnten.

Bei den Projektbesuchen im November/Dezember haben vielleicht einige von Ihnen bereits empfunden, daß sich eine private Stiftung von öffentlichen Geldgebern irgendwie unterscheidet. Ja, das muß auch so sein, denn wir haben erstens nicht so viel Geld und müssen deshalb noch genauer darauf achten, daß es wie Saatgut verwendet wird. Woher das Geld kommt und daß es gemeinnützig verwendet werden muß, hat Herr Dr. Hahn Ihnen bereits erklärt. Auch die Arbeiter und Ingenieure der Robert Bosch GmbH weltweit, die es für die Stiftung erarbeitet haben, sollen gewiß sein können, daß die Verwendung sorgsam und effizient erfolgt. Und wir haben zweitens das Vermächtnis unseres Stifters Robert Bosch zu erfüllen. Stiften – das bedeutet

gründen, etwas ins Werk setzen, einrichten, in Ordnung bringen.

Das englische Wort für Stiftung „foundation“ weist zurück auf das lateinische „fundo“ - den Grund zu etwas legen. Der Entschluß, eine Stiftung zu errichten, bedeutet also ein unternehmerisches Element, gepaart mit staatsbürgerlichem Bewußtsein des Mitgestaltens. Wir nennen das heute „Bürgerschaftliches Engagement“.

Ein wirkliche Stiftung, also solche, die nicht auf Mittelzuweisungen durch Dritte angewiesen ist, agiert unabhängig. Sie versteht sich nicht als Lückenbüßer und Nothelfer bei reduzierten öffentlichen Haushalten. Sehr viel mehr ist sie ein Teilnehmer am Wettbewerb um die besten Ideen, mit wachem Blick für die wesentlichen Fragen unserer Gesellschaft, für alle nützlichen und nötigen Schnittstellen und unter Nutzung wertvoller Erfahrungen anderer. Anders zu handeln wäre töricht, denn vieles können und wollen wir nicht selbst „ins Werk setzen“. Eine Stiftung wird dort tätig, wo es der Staat nicht kann, darf oder will, nicht mehr oder noch nicht.

Hans Merkle, der langjährige Chef der Robert Bosch GmbH, sagte dazu: „Das Feld der Stiftung liegt also nicht in erster Linie dort, wo Mittel fehlen, sondern dort, wo es an Initiativen fehlt.

Denn Stiftungen

- können das Warten auf den Staat vermeiden helfen. Sie können dem langen Entscheidungsprozeß der öffentlichen Hand zuvorkommen.
- haben das Recht zum Wagnis
- greifen Aufgaben an, bei denen ein Multiplikator- oder ein Beschleunigungsprozeß erwartet werden kann.

Was Stiftungen vor allem auszeichnet, sind folglich:

- die Fähigkeit,, neue Wege zu gehen,
- die Bereitschaft, rasch zu handeln,
- der Mut, Wagnisse einzugehen,

- das Recht, Ziele zu setzen, die den Fächer der Initiativen über das dem Staat Mögliche hinaus erweitern.“¹

Daran müssen und wollen wir uns messen lassen – auch mit LISA.

Unser Stifter, Robert Bosch, der sich übrigens persönlich und finanziell auch stark für die Volkshochschulbewegung eingesetzt hat, war ein engagierter Bürger und ein entschiedener Demokrat. Es war ihm ein Anliegen, (Zitat) „den ehrlichen Gemeinschaftswillen und den Geist der Gemeinnützigkeit im Bürgerraum zu pflanzen und zu pflegen.“ Seinen Qualitätsanspruch formulierte er wie folgt: „Es war mir immer ein unerträglicher Gedanke, es könne jemand bei der Prüfung eines meiner Erzeugnisse nachweisen, dass ich irgendwie Minderwertiges leiste. Deshalb habe ich stets versucht, nur Arbeit hinauszugeben, die jeder sachlichen Prüfung standhielt, also sozusagen vom Besten das Beste war.“

Hinter jeder Stiftung wie auch hinter jeder anderen Form bürgerschaftlichen Engagements steht also ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen. Das Persönliche dabei unterscheidet Stiftungen von staatlichem Handeln. Deshalb ist uns der unmittelbare Kontakt zu Ihnen ebenso wichtig wie Ihr unmittelbarer Kontakt zu den jungen Spätaussiedlern. Deshalb war es für uns bei den Projektbesuchen auch so beeindruckend, wenn Sie namentlich von jungen Spätaussiedlern berichtet haben, die von sonstwoher zu Ihrem Kurs kommen wollen, oder die um eine Schule schleichen, auf der Suche nach vertrauten Menschen. Wir haben es geschätzt, wenn Sie uns Ihre Instrumente nicht als Schlagwörter entsprechend den momentanen Schwerpunkten der öffentlichen Hand präsentiert haben, sondern uns erklärten, warum Sie mit wem für wen was planen und wie das konkret gehen soll.

Ich möchte Ihnen erläutern, warum wir gerade jetzt dieses Spätaussiedlerprogramm aufgelegt haben, denn – so könnten Sie einwenden – an Initiativen hat es angesichts der großen Resonanz auf unseren Förderwettbewerb ja wohl nicht gefehlt, sondern eher an Mitteln, u.a. durch den Wegfall des Garantiefonds und anderer öffentlicher Finanzierungsmöglichkeiten.

¹ Vortrag von Hans L. Merkle auf dem 3. Stuttgarter Stiftungstag am 26.11.1999

Aber wenn wir es genau betrachten, müssen wir feststellen, daß sich die Fragen der Integration junger Spätaussiedler vor dem Inkrafttreten des Zuwanderungsgesetzes nicht weniger dringlich gestellt haben. Und damit meine ich nicht die zum Teil verantwortungslose Stimmungsmache durch einige Medien, sondern denke eher an manche BVJ-Klassen mit Parkfunktion, in denen auch die engagiertesten Lehrer ratlos werden mußten.

Inzwischen hat sich sehr viel getan. Die Integration von Migranten wird zu einem Staatsziel. Zuwanderung ist, unter anderem als demographische Notwendigkeit, anerkannt. An der Schlüsselfunktion von Deutschkenntnissen zweifelt niemand mehr, ebenso wenig wie daran, daß Schule lernen muß, gewinnbringender mit kultureller und sozialer Vielfalt umzugehen. Oder daran, daß Aussiedler - als Deutsche vor dem Gesetz – dennoch der Integration bedürfen. Die Schaffung von Ausbildungsplätzen steht im Mittelpunkt umfangreicher öffentlicher Förderung. U-25-Agenturen sind funktionsfähig, die Jugendmigrationsdienste haben sich profiliert. Programme wie „Jobstarter“, „Kompetenzen fördern“ einschließlich der Beruflichen Qualifizierungsnetzwerke für Migranten, EQUAL, „Betriebliche Einstiegsqualifizierung für Jugendliche“, „Kompetenzagenturen“ und andere erlauben es, Neues zu entwickeln und zu erproben. Dennoch ist die Ausbildungsquote von jungen Migranten gesunken. Ihre Chancen auf einen betrieblichen Ausbildungsplatz sind selbst bei gleichen Abschlußnoten erheblich geringer.

Was kann unser kleines Programm dem hinzufügen? Es kann für eine Migranten-Gruppe, der gegenüber Deutschland historisch eine besondere Verantwortung trägt, auf sehr persönlicher Ebene Potentiale im Gemeinwesen erschließen. Es kann lokalen Netzwerken, die aus anderen Programmen hervorgegangen sind, neue Handlungsspielräume erschließen und vor Ort Partner zusammenführen, die bislang so nicht zusammengearbeitet haben. Wir haben die Beobachtung gemacht, daß es unterschiedliche gut entwickelte Netzwerktypen gibt:

- Die Netzwerke der beruflichen Integration – darin sind die Profis: die Einrichtungen der außerbetrieblichen Ausbildung, Unternehmen, Kammern, die Ämter, die Arbeitskreise Schule – Wirtschaft usw.

- Und es gibt die Netzwerke zur Integration von Migranten. Mitglieder sind meist der Integrations- oder Ausländerbeauftragte, Migrantenorganisationen und Selbsthilfegruppen, kirchliche Einrichtungen, ehrenamtliche Vereine, Freizeiteinrichtungen.

Wir wissen inzwischen, daß auch Kompetenzen für das Arbeitsleben wertvoll sind, die durch informelle Bildung erworben wurden. Aber bisher sind in wenigen beruflichen Netzwerken auch die Einrichtungen, bei denen Jugendliche sie erwerben können. Wir wissen, daß ehrenamtliche Hausaufgabenhelfer die Fähigkeiten und Interessen ihrer Jungs und Mädchen bestens kennen – aber wer fragt sie, wenn es um Kompetenzfeststellungsverfahren geht? Haben sie davon je gehört?

In kleinen Gemeinden läßt sich das manchmal einfach regeln, weil man sich eben kennt. Könnten solche zufälligen persönlichen Beziehungen mit System geschaffen werden? Mit LISA soll ein Brückenschlag zwischen diesen Netzwerken erfolgen. Hintergrund mag unsere jahrelange Erfahrung im Bereich der Integrationsförderung „Deutsche und Ausländer im Stadtteil“ und die Schwerpunkte „Jugend und Arbeit“ sowie „Bürgerschaftliche Initiative und Ehrenamt“ sein. Komplexe Herausforderungen wie die Integration von Migranten dürfen nicht sektoral angegangen werden. Der entscheidende Erfolgsfaktor für Sie wird es sein, Unternehmen im Boot zu haben. Aber es handelt sich um eine Herausforderung, der sich Staat, Wirtschaft und Bürgergesellschaft gemeinsam stellen müssen.

Bevor wir über die Sprachprobleme der Spätaussiedler reden, müssen wir uns darüber klar sein, daß wir unsere eigenen Verständigungsprobleme haben. Hier im Hause kann schon mal ein Satz lauten: „Bevor Hn die KD in KS I/06 einbringt, muß Z den KuF prüfen.“. Das versteht jeder meiner Kollegen. Aber wenn ich will, daß Sie als unsere Partner uns verstehen, muß ich anders formulieren, denn auch sie sollen mich verstehen. Das ist zuerst mühselig, aber wird zur Gewohnheit, wenn man weiß, daß ohne Partner gar nichts geht. Wenn ich will, daß neue Ressourcen am Ort für die Integration von Spätaussiedlern mobilisiert werden, und sei es nur, um Folgekosten durch ALG II oder im Strafvollzug zu vermeiden, muß ich mit den Menschen, die dazu einen Beitrag leisten können, so reden, daß die Partner sich nicht wie vor der Tür einer „Geschlossenen Gesellschaft“ fühlen. Fachlichkeit ist unabdingbar, Fachjargon nicht mehr zeitgemäß.

Mit LISA sind wir sehr weit davon entfernt, die frühere, statusbezogene Integrationsförderung des Bundes wiederbeleben zu wollen. Die Gruppe der Spätaussiedler besteht aus vielen einzelnen Menschen, mit unterschiedlichen Fähigkeiten, Erfahrungen und Träumen. Wenn es aber richtig ist, daß sich Förderung an Lebenslagen orientieren soll, dann darf nicht übersehen werden, daß die Lebenslagen vieler junger Spätaussiedler eine Reihe von Gemeinsamkeiten aufweisen. Im Unterschied zu anderen Jugendlichen mit Migrationshintergrund gilt für junge Spätaussiedler:

- Sie sind erst vor wenigen Jahren nach Deutschland gekommen, manchmal gegen ihren Willen.
- In den Nachfolgestaaten der Sowjetunion sind sie in einem gesellschaftlichen System aufgewachsen, das von Umbrüchen gekennzeichnet war. Strukturen und Werte in der Tradition des Sozialismus standen dort zum Teil neben einem ungezügelter Kapitalismus ohne demokratische und sozialverantwortliche Rückbindung.
- Als Angehörige der deutschen Minderheit wurden viele beschimpft, hatten weniger Chancen und blieben Fremde. Als Fremde kamen sie dann auch zu uns. Ihre Fähigkeiten erkennen wir manchmal nicht, weil sie sich uns nicht mitteilen können. Das ist eine Frage der Sprache, der Codes, aber auch unserer mangelnden Fähigkeit, andere als die uns bekannten Kompetenzen zu erkennen, zu fördern und nutzbar zu machen. Bei der Preisverleihung zum bundesweiten Wettbewerb „Teilhabe und Integration von Migrantinnen und Migranten durch bürgerschaftliches Engagement“ der Stiftung Bürger für Bürger empfahl Irina Holzmann von der Selbsthilfegruppe Kontakt aus Eberswalde vor wenigen Tagen, junge Spätaussiedler zu loben, denn das sei ihre empfindliche Stelle. Loben wir genug? In Schwaben sagt man leider „Nicht geschimpft ist genug gelobt!“.

Wir sehen deshalb gerade wegen der Lebenslagenbetrachtung allen Grund, uns speziell dieser Zuwanderergruppe zuzuwenden, denn ein Spätaussiedler-Hauptschüler und seine Eltern brauchen sicher eine andere Art des Zugangs und der Unterstützung und können selbst anderes einbringen als zum Beispiel sein Mitschüler, dessen Großeltern aus der Türkei nach Deutschland kamen. Trotz-

dem – beide sitzen in einer Klasse, gemeinsam mit einheimischen Schülern, für die sich die Zukunftsfragen nicht weniger dramatisch stellen.

Vor der LISA-Ausschreibung haben wir in einem Expertengespräch Kommunalvertreter nach ihren Empfehlungen gefragt. Ihre größte Sorge haben wir ernst genommen, nämlich: Ein solches Programm einseitiger Bevorzugung, noch dazu angesichts sinkender Zuzugszahlen, ließe sich kommunal nicht vermitteln und könnte Gräben vertiefen.

Unsere Antwort darauf ist:

- Es geht uns nicht um Bevorzugung sondern um Chancengleichheit. Und Chancengleichheit berücksichtigt, daß für unterschiedliche Ausgangsbedingungen unterschiedliche Unterstützungsformen nötig sind.
- Wo immer es sinnvoll ist, sollen auch Nicht-Spätaussiedler einbezogen werden, um möglichst viele Situationen der Alltagsintegration zu schaffen und um auch Jugendliche anderer Herkunft an der Förderung teilhaben zu lassen.

Sie stehen jetzt vor der Aufgabe, diesen scheinbaren Spagat praktisch umzusetzen. Anders ausgedrückt:

Mit LISA sollen ganz bewußt Erfahrungen gesammelt werden, eine Zielgruppenspezifika in den Gesamtkontext eines gelingenden Übergangsmanagements Schule – Beruf einzupassen. Als private Stiftung können wir eher an solche zum Teil kommunalpolitisch heiklen Fragen herangehen als die Kommunen.

Ziel des Programms ist es

einer überschaubaren Zahl von Spätaussiedlerjugendlichen dabei zu helfen, in Ausbildung bringen oder die Voraussetzungen dafür nachweisbar zu verbessern und

Bedingungen, Beziehungen und Strukturen zu schaffen, um dies in lokalen Verantwortungsgemeinschaften von Unternehmen, Schule, Jugendhilfe und Argon auch künftig ermöglichen und

festzuhalten, wie es gelungen ist.

Alle Netzwerkerei, alle Praktika, Elternarbeit, Erlebnispädagogik und ähnliches müssen darauf ausgerichtet sein, auch wenn natürlich nicht jede Maßnahme im Projektzeitraum zu messbaren Erfolgen führen kann. Diese strikte Ausrichtung des Programms ist nicht in erster Linie in unseren begrenzten Fördermitteln begründet, sondern darin, daß Sie es selbst nicht verantworten wollen, Potential ungenutzt zu lassen und junge Menschen zu enttäuschen.

Schaffen Sie Projekte, die sich überflüssig machen, sägen Sie an Ihrem eigenen Ast! Die Ergebnisse kommen nicht nur den inzwischen drastisch reduziert zuziehenden Spätaussiedlern zugute, sondern jungen Menschen überhaupt, die keine Selbstläufer sind.

Wie ist das zu bewerkstelligen?

Unserer Meinung nach geht es am besten in Netzwerken. „Netzwerk“ – das ist ein so abgenutztes Wort, das zunächst noch nicht viel aussagt. Deshalb möchte ich an dieser Stelle etwas erläutern, was wir damit meinen:

- Netzwerke können nicht gegründet werden.
- Netzwerke bestehen aus Knoten und Kanten - und haben meist „Ecken und Kanten“. Die Knoten sind Personen oder Organisationen. Kanten sind die Beziehungen zwischen ihnen.
- Ein Netzwerk ist eine nichthierarchische, dezentrale, lose Organisationsform von autonomen Objekten, die auf eine definierte Art miteinander verbunden sind. Das bedeutet, Netzwerkmitglieder sollen sich dessen bewusst sein, daß sie Mitglied sind und sich Regeln für die Zusammenarbeit geben.

- Netzwerke sind mehr oder weniger formalisiert und haben ein Zentrum, einen „Kümmerer“. Wir haben ihn in unseren Formularen „federführender Netzwerkpartner“ genannt. Ein gelegentlicher Arbeitskontakt einer Bildungseinrichtung zur Kommune und zum Jugendclub ist noch kein Netzwerk.
- Netzwerke beruhen auf dem Tauschprinzip. Die Netzwerkmitglieder verfolgen individuelle Ziele, für die es aber eine gemeinsame Schnittmenge geben muß. Ihre Aufgabe ist es, den für Sie wichtigen potentiellen Netzwerkmitgliedern dabei zu helfen, ihre Währung des Tauschs, ihre eigenen Interessen, ihren Vorteil durch die Netzwerkerei zu erkennen. Nicht immer nutzt es z. B., im Gespräch mit Unternehmen auf die Vorzüge der Spätaussiedler durch interkulturelle Kompetenzen zu verweisen. Wenn sie diese ausreichend hätten, würden sie vielleicht ohne unser Programm auskommen. Ein Mitglied der britischen Initiative „Business in the Community“ sagte einmal: „Wenn man vorn im Laden etwas verkaufen will, muß auch der Hinterhof in Ordnung sein.“ Wägen Sie also ab, ob Sie Ihre Partner eher mit geeigneten Bewerbern für anspruchsvolle Ausbildungsplätze locken können, zum Beispiel in einer Region, in der durch Abwanderung schon kaum noch junge Leute zur Verfügung stehen, oder ob Sie besser an die Corporate Social Responsibility, die soziale Verantwortung des Unternehmens, appellieren.
- Netzwerke sind nach außen offen, flexibel und anpassungsfähig. Sie sind getragen von Personen und ihren Kontakten.
- Netzwerken heißt zunächst erkunden, wen ich für meine Ziele mit im Boot haben muß. Es heißt auch, zu erkennen, wer nur ins Netzwerk will, um Bewegung zu verhindern oder um persönliche Sicherheit zu finden.
- Netzwerken erfordert eine Kraftfeldanalyse: Wer sind die Entscheidungsträger, d.h. wer hat die Macht? Welches sind die Energieträger, d.h., wer macht die Sache zu seiner eigenen? Und wie nehmen die einen auf die anderen Einfluß? Und: Ist es erfolgversprechend, zum Netzwerk z.B. den engagierten 1-€-Jobber in der Ganztagschule und den Personalchef des Unternehmens ein-

zuladen? Welche Statusfragen sollten um des Ziels willen berücksichtigt werden?

- Netzwerken macht Arbeit. Deshalb sollten zumindest im engeren Kreis nur die sein, die wirklich maßgeblich sind. Andere können von Fall zu Fall hinzugezogen werden. Die Schwierigkeit besteht darin, herauszufinden, wer „maßgeblich“ ist. Wir sind sicher: Einerseits Unternehmen, ihre Verbände, Innungen oder Kammern, Berufsschulen, Träger außerbetrieblicher oder Partner trialer Ausbildung. Ferner gehören für uns die Kommunen dazu, denn immer wieder haben wir von erfolgreichen Kommunen wie Stuttgart erfahren: Integration muß Chefsache sein! Wer ist noch maßgeblich? Die Vertreter oder Leitfiguren der Spätaussiedler selbst natürlich! Denn für uns ist klar: Wir wollen kein Programm für Spätaussiedler sondern mit ihnen.
- Netzwerke in unserem Sinne haben nichts gemein mit „Seilschaften“ oder „Vitamin B“. Sie brauchen Transparenz und Öffentlichkeit, um in der Öffentlichkeit akzeptiert und geschätzt zu werden.
- Netzwerke leben von Kommunikation. Die will aber wohldosiert und zielgerichtet sein, ansonsten kosten sie nur Zeit und schläft ein. Informieren Sie also nicht alle über alles, sonst wird gar nichts mehr gelesen. Verabreden Sie, wer über Grundsatzinformationen hinaus worüber informiert werden will.
- Netzwerke vergewissern sich regelmäßig über den Erfolg ihrer Arbeit, passen ihre Ziele an oder wählen ggf. neue Arbeitsformen.

Für die Jury war bei der Auswahl die erkennbare oder zu erwartende Qualität Ihres Netzwerks wichtig. Unternehmen spielten dabei eine wesentliche Rolle. Darüber hinaus kam es ihr darauf an, daß die Potentiale des Netzwerks zielgerichtet zusammengeführt werden. Das meint: Honoriert wurde nicht eine Vielzahl von möglichen nebeneinanderstehenden Angeboten, sondern ihre bewußte und erfolgversprechende Kombination. Wenn zum Beispiel in Salzgitter junge Spätaussiedler gemeinsam mit anderen Jugendlichen eine Juniorfirma gründen, beziehen sich das Profiling, die Bildungsangebote, die persönliche Begleitung durch Experten und die Praktikumsan-

gebote genau auf diese Projektteilnehmer. Die flankierende Öffentlichkeitsarbeit dient dem Image von Spätaussiedlern insgesamt, hat ihre unmittelbaren Auswirkungen aber auch auf die Mitarbeiter der Juniorfirma. LISA ist kein Programm zur Einzelfallhilfe, dennoch soll sich das Ergebnis schließlich anhand des Einzelfalls messen lassen. Ein weiterer wichtiger Punkt war es, ob es sich um Netzwerkprojekte für Spätaussiedler handelt oder mit ihnen.

Was kann nun die Stiftung tun, um Ihr Netzwerk bei der Integration junger Spätaussiedler in Ausbildung und Beruf zu unterstützen?

1. Wir unterstützen Sie finanziell. Wir hoffen auch, daß unser Name Ihnen gegenüber Dritten hilft, Ihre Pläne umzusetzen.
2. Wir bieten Ihnen unterschiedliche Möglichkeiten des Erfahrungsaustauschs. Denn die Experten sind Sie. Das ist auch der Grund, weshalb wir ebenfalls die schließlich nicht geförderten Projekte eingeladen haben. Außerdem wird es, was sich in den nächsten Tagen entscheidet, hoffentlich eine zweite Ausschreibung des Förderwettbewerbs geben. Dafür möchten wir den in der zweiten Stufe jetzt „Gescheiterten“ eine reelle weitere Chance bieten.
3. Wir möchten erproben, ob unser Angebot der Kollegialen Beratung oder der gegenseitigen Hospitation oder des Praktikantenaustauschs als hilfreich geschätzt und also genutzt wird.
4. Unsere Jahres- und Regionaltreffen dienen auch der Fortbildung. Zu welchen Themen wir externe Referenten einladen, ist noch offen. Wir können uns fachliche Themen der Integrationsarbeit und des Übergangsmanagements Schule – Beruf ebenso vorstellen wie Fragen des Projektmanagements.
5. Wir stellen Ihnen einen externen Berater oder eine Beraterin zur Seite, der/die pro Jahr zu zwei Terminen für Sie da ist und mit Ihnen überlegt, ob sie den richtigen Weg eingeschlagen haben und welche Wanderschuhe Sie dafür brauchen. Die Berater sind fachlich und methodisch erfahren. Frau Nispel vom Institut für berufliche Bildung, Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik – INBAS wird

sich Ihnen als eine der Beraterinnen im morgigen Workshop „LISA gemeinsam gestalten“ näher vorstellen.

6. Wir haben die Sozialforschungsstelle Dortmund gebeten, die begleitende Evaluierung des Programms zu übernehmen. Frau Dr. Kühnlein und Frau Klein werden sich Ihnen morgen vorstellen. Ihre Evaluierung gründet sich auf Zielvereinbarungen. Dieses Instrument erscheint uns nützlich für Ihre Projekt- und Qualitätsentwicklung, unabhängig von einer Förderung in diesem Programm.
7. Und schließlich sind auch unsere Bewilligungsbedingungen als Element der Unterstützung zu verstehen. Herr Bender wird darauf morgen in der Arbeitsgruppe „Projektcontrolling“ näher eingehen. Mit unseren Vorgaben zur Arbeitsplanung und Berichterstattung wollen wir Ihnen immer wieder Anlaß geben, die Entwicklung Ihres Projekts zu reflektieren. Im Alltag kann man sich die Zeit dafür manchmal nicht nehmen. Wenn aber die Mittelüberweisungen sonst ausbleiben, haben Sie einen guten Grund, diese wichtige aber manchmal immer wieder geschobene Arbeit zu leisten.

Welche dieser Instrumente wir mit welchen Inhalten füllen wollen, werden wir morgen gemeinsam mit Ihnen entwickeln.

Das Programm LISA lebt davon, daß Sie nicht nur Ihr eigenes Projekt zielstrebig durchführen, sondern auch zu den anderen Programmteilnehmern Kooperationen aufbauen. Die Vorhaben sind sehr unterschiedlich, und für jedes Projekt muß einzeln erarbeitet werden, was „Qualität“ dabei bedeutet. Es gibt aber eine ausreichend große Schnittmenge – inhaltlich, zielgruppenspezifisch und methodisch – um sich voneinander inspirieren zu lassen.

Bitte betrachten Sie sich selbst auch als Konstrukteure des Programms. Teilen Sie uns mit, wie wir Ihre der Arbeit unterstützen könnten. In unserem Hause gibt es den sog. kontinuierlichen Verbesserungsprozeß, der Betroffene zu Beteiligten macht.

Beteiligen Sie sich!

Meine Damen und Herren,

Sie haben sich viel vorgenommen, und wir erwarten viel von Ihnen. Nach zwei Jahren wollen wir sagen können, daß wir unsere Versprechen an die beteiligten Jugendlichen eingelöst haben. Wir wollen, daß Ihre Erfahrungen die Integrationsarbeit in Ihren Kommunen und darüber hinaus qualitativ weiterentwickeln. Ihr Engagement, Ihre Kompetenz, aber auch Ihre Offenheit im Falle von Schwierigkeiten und Stolpersteinen machen den Erfolg aus. Wir sind sicher, daß Sie nur „Arbeit hinauszugeben, die jeder sachlichen Prüfung standhält, also sozusagen vom Besten das Beste ist.“

Wir freuen uns auf die gemeinsame Arbeit und wünschen Ihnen viel Kraft und viel Erfolg und zunächst eine anregende Tagung.

Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit.